

LEBENSWELTLICHE AVANTGARDISTINNEN

City Girls versammelt alte und neue Eindrücke von einem neuen Phänomen der 1920er und 1930er Jahre: Das Girl macht alles anders

Die jungen „City Girls“, wie der zu Ehren Inge Stephans erschienene Sammelband betitelt ist, sind ein Phänomen der 1920er Jahre, das in den noch in Vielem dem 19. Jahrhundert verhafteten Gesellschaften grell hervorstechen. Frauen, die nicht mehr aussehen, wie Frauen bisher aussahen: die Hutnadel ist bereits durch den ÖPNV verdrängt worden, die Mieder sind der Reformbewegung zum Opfer gefallen, aber die kurzen Haare und Röcke? Außerdem sind das junge Frauen, die abends und nachts ausgehen, ohne Prostituierte zu sein, deren Interesse auf das Vergnügen ausgerichtet ist, die alleine einkaufen und die darauf bestehen, ihr Leben selbst zu gestalten. Ihre Sexualität gehört dazu, aber eben auch ihre ureigenste Arbeitsbiografie. Sie gestalten ihr Leben selbst und lassen es nicht

mehr durch ihr Geschlecht bestimmen. Das ist eine Revolution, die Aufsehen erregt und Verunsicherung erzeugt, gerade weil sie die Lebenswelt betrifft und nicht die großen wirtschaftlichen Mächte.

Ein eng der Moderne der Vorkriegsjahre verbundener Autor wie Carl Sternheim verliert 1924/25, bei seinem Besuch in Paris die Contenance beim Anblick einiger freizügiger amerikanischer Backfische, die so gar nichts mehr zu verheimlichen scheinen. So schnell hängt die Moderne ihre Parteigänger ab. Nicht zuletzt, weil diese Moderne sich mit der Konsumgesellschaft verbündet hat. Die Freiheit des Einzelnen ist immer auch und schließlich bevorzugt seine Freiheit, die Waren, die er kauft, selbst auszuwählen, seine Träume und seine Betäubungen.

Diese lebensweltliche Umwälzung lässt dabei wenig aus, was bisher Bestand hatte. Und vor allem junge Frauen sind Träger dieser Umwälzung, ja eben jene „Ladenmädchen“, über die Siegfried Kracauer noch einige halb spöttisch, halb ernst gemeinte Bemerkungen herausgerutscht sind.

Dabei meinen diese jungen Frauen es ernst mit dem, was sie von sich und ihrer Gesellschaft verlangen: Aussehen, meint Irmgard Keuns Gilgi, ist kein Schicksal, sondern Verdienst. Und arbeitet entsprechend hart an sich, solange wenigstens, wie sie nicht verliebt ist. Dass es auch ohne gehen soll, zeigt ihre Halbschwester im Geiste, Doris, die zwar die Rechtschreibung nicht fehlerfrei beherrscht, dafür aber ein Glanz sein will.

Zwischen diesen beiden Polen, der aktiven Selbstgestaltung als Funktionselement von Gesellschaft und dem hedonistischen Selbstbezug, ist die „Neue Frau“ der 1920er Jahre zu sehen. Hier gibt es die ersten It-Girls, und junge Frauen, die ihren Lebensunterhalt selbst verdienen. Beide Phänomene gehören zusammen, nicht nur weil die Ladenmädchen ins Kino gehen, sondern weil die Leinwandphantasmen als Orientierungsrahmen für die je eigene Existenz dienen sollen.

Der Einfluss der Konsumkultur auf die Lebenswelt ist vielleicht erst am Ende des Jahrhunderts augenfällig geworden, zumal die 1920er Jahre eher das Versprechen einer Konsumgesellschaft formulierten, als es massenhaft einlöste. Aber das Versprechen reichte schon aus, die nationalen Gewissheiten aufzusprengen und die persönlichen Orientierungen radikal zu verschieben. Hedonistische Revolutionärinnen kann man diese jungen Frauen nennen, mit der Gewissheit, dass die Problemlagen, die sie ansprechen, am Beginn des nächsten Jahrhunderts nichts an Brisanz eingebüßt haben. Nicht zuletzt, weil das Versprechen einer neuen, ungeahnten Freiheit mit der Konsumkultur und ihren Versprechungen kontaminiert ist.

Das It-Girl zeigt das von Beginn an: Es ist nicht nur, wie Heike-Melba Fendel zeigt, in die Klammer von Selbstbestimmung und Ehe

eingezwungen, das Freiheitsversprechen mündet von Beginn an in die banale Ausstattungsgorgie der Konsumkultur, wenn das It-Girl nicht eh dem je persönlichen Untergang geweiht ist. Dem Musil-Satz aus dem viel zitierten, aber kaum je hinreichend analysierten Band zur *Frau von morgen wie wir sie wünschen*, ist wohl zuzustimmen: Nicht die Vorkämpferinnen der Emanzipation hätten die entscheidende Schlacht geschlagen, die zur Befreiung der Frau geführt hat, sondern die Schneider. Dass er damit auf den ersten Blick auf einer schlechten gemeinsamen Linie mit Carl Sternheim liegt, wie Annegret Pelz in ihrem Beitrag zeigt, ist nicht die Schuld von Musil (auf den zweiten Blick sieht man dann die Unterschiede sehr deutlich). Wenn man hier nicht das gute vom schlechten „It“ trennen will, bleibt wohl nur, die Engführung beider Aspekte zu akzeptieren.

Bedauerlich ist, dass Pelz jene Reiseberichte von Ilse Gropius nicht zu kennen scheint, die ihre aufschlussreiche Studie über die City Girls im Büro wunderbar stützt: Das Aussehen ist berufliche Überlebensnotwendigkeit, und die amerikanischen Frauen haben das bis zur Perfektion gebracht. Und schade auch, dass sie am Ende glaubt, sich doch noch eben um Maria Leitner, Christa Winsloe und Gina Kaus kümmern zu müssen und ihr Einstiegs-thema nicht weiter vertieft. Biografische und thematische Studien lassen sich nicht wirklich gut auf knappem Raum verbinden, eine Einsicht, die einige der hier gedruckten Beiträge nicht beherzigen.

Dennoch: Zweifelsohne tut Ulrike Stamm gut daran, Mela Hartwig als Autorin wenigstens knapp einzuführen. Nicht einmal unter einschlägig Belesenen ist Hartwig heute bekannt. Ob allerdings ihr Vorhaben plausibel ist, aus der völligen Hin- und Aufgabe der Protagonistin des Romans *Die Frau ist nichts* (1929) deren besondere Qualität und Liebesfähigkeit zu schließen, sei dahingestellt. Und, nebenbei bemerkt, um Gleichrangigkeit und Ebenbürtigkeit geht es in diesem Kontext auch nicht, sondern um die konzeptionelle Ausdifferenzierung von (weiblichen) Lebenskonzepten in

der Literatur. Dafür sind schlechte Romane nicht minder aussagekräftig wie gute.

Ein ähnliches Verfahren schlägt Lydia Strauß für die Camouflage- und Imaginationsverfahren Else Lasker-Schülers ein: Allerdings wäre gerade zu diesem Aspekt der direkte Vergleich mit Vicki Baums Positionierung im Literaturmarkt aufschlussreich gewesen, wie dies vor einiger Zeit von Ruth Florack unternommen wurde, die beide Autorinnen und deren (Selbst-) Präsentation im Markt verglichen hat. Auf dieser Linie betrachtet, sind Lasker-Schülers Inszenierungsversuche im Wesentlichen misslungen und nicht als Kompensationsversuche eines ansonsten missglückten Lebens zu verstehen. Damit wäre allerdings auch die ewige Opfer-Metaphorik aufzugeben, die sich leider immer wieder durch Beiträge zu Autorinnen auch des frühen 20. Jahrhunderts ziehen.

Problematisch bleiben zudem einige Ungeheimheiten: Dass die Wiederentdeckung von Autorinnen Ende der 1970er Jahre umstandslos der feministischen Literaturwissenschaft zugeschrieben wird, lässt sich aus der Sekundärliteratur und den Neupublikationen nicht bestätigen. Fleißer, Keun und Seghers wurden im Kontext der verstärkten Bemühungen um die Literatur der Weimarer Republik in den Fokus genommen. Und das Interesse beschränkte sich auch weitgehend auf diese drei. In diesem Zusammenhang spielten Gender-Aspekte eine starke, aber keine exklusive Rolle. Vielleicht verzichten wir einfach gegenseitig auf voreiliges Claiming, zumal von den heute aktiven ForscherInnen die meisten in den Siebzigern gerade mal angefangen haben.

Auch dass die Trägerinnen im Falle Marieluise Fleißers sich nicht auf die Originalfassung ihres Romans, nämlich auf die *Mehltreisende Frieda Geier*, sondern auf die Fassung von 1972, *Eine Zierde für den Verein*, stützen, ist bedauerlich. Auch wenn die Argumentation etwa Julia Freytags oder Ulrike Vedders auf den ersten Blick nicht jene Passagen berührt, die Fleißer später hinzufügte, zeugt dies nicht von einem verschärften Bewusst-

sein für die Problematiken, die damit verbunden sind, eine Romanfassung der 1970er Jahre auf die 1930er anzuwenden. Dass Vedder den Roman auch noch mit dem Originaltitel einführt, aber dies nicht nutzt, verstärkt den Eindruck philologischer Bedenkenlosigkeit.

Problematisch ist es auch, Fleißers Roman, der im beschaulichen Ingolstadt spielt, für habituelle Themen wie das City Girl heranzuziehen. Gerade die Spannung zwischen der Kleinstadt als Handlungsort und dem emanzipierten Auftreten Frieda Geiers, das allerdings das gesamte Spektrum weiblicher wie männlicher Verhaltensstrategien aufweist, wäre ein lohnenswerter Ansatz gewesen, den Freytag allerdings vergibt. Ins Urbane und Großstädtische lässt sich Fleißers Roman eben nur bedingt ziehen.

Die frühen It-Girls, denen Keuns Doris nachzueifern versucht, sind Gegenstand von mehreren Beiträgen. Rechnet man die Aufsätze, die sich mit Ausstattungen wie dem Rauchen, dem Fliegen, dem Konsum beschäftigen, dem Sport hinzu, dann nehmen sie gar den größeren Teil ein. Dabei sind die Verweise auf Colleen Moore und Clara Bow, die Isabelle Stauffer und Heike-Melba Fendel zusammentragen, sehr hilfreich, vielleicht eben auch, weil sie aus der Anamnese und Darstellung ihres Feldes ihre Thesen abzuleiten versuchen. Im Falle Fendels mit großem Strich, aber das ist ja oft genug mit Reiz und großem Effekt geschehen. Die Zigarette (Barbara Kosta) kann dabei ebenso als Emanzipationssignet gelten wie das Fliegen (Alexandra Tacke) – mit Beidem behaupten Frauen den öffentlichen Raum und öffentliches Handeln für sich. Der Sport hingegen (Ulrike Vedder) ist mehr in Richtung der Selbstgestaltung zu sehen, die in der Moderne mit der Fokussierung auf das Subjekt mehr und mehr an Raum gewinnt. Im Unterschied zu Brechts Idee, dass das Subjekt in der (kapitalistischen) Moderne nur in seiner kleinsten Größe überlebt, und gegen Jüngers Vorstellung von der Integration des Subjekts in Makrosysteme, suchen die Sportler, die dann auch rauchen, fliegen und dergleichen mehr, die Selbstverwirklichung mit der Funk-

tionalisierung zu verbinden. Hedonismus und Funktionalismus eben. Der Tanz, den Renate Berger am Beispiel Valeska Gerts aufnimmt, wendet das allerdings in Richtung Hedonismus.

Kameradschaft und Arbeitsleben, wie Keuns Lösungen beschrieben werden können, sind hingegen plausible Alternativen, vor allem weil sie lebbar sind. Soviel Pragmatismus ist allerdings in Zeiten des Aufbruchs wenig gefragt – was man an der teils harschen Ablehnung der beiden Romane in ideologiekritischen Zeiten sehen kann.

Nachwirkungen finden sich etwa in dem Beitrag von Ariane Martin zu den Sekretärinnen-Romanen Irmgard Keuns und Alice Berends. Für sie stehen mit den beiden Kontrahentinnen Fräulein Fröhlich und Fräulein Wegfraß keine antagonistischen Konzepte

gegenüber, sondern biografische Stationen, eben die junge und die alte Sekretärin. Freilich steht dem die historisch relativ junge Konjunktur der Stenotypistinnen entgegen – wir entsinnen uns, Friedrich Kittler hatte darauf hingewiesen, dass Ende des 19. Jahrhunderts die Sekretariatsarbeit männlich besetzt war, Mitte der 1920er Jahre aber ist sie weiblich.

City Girls. Bubiköpfe & Blaustrümpfe in den 1920er Jahren. Herausgegeben von Julia Freytag und Alexandra Tacke. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2011. 227 Seiten. 29,90 Euro.

Walter Delabar

Zuerst in JUNI 51-52. Bielefeld 2016, S. 334-337.